

*Digital sein, digitales Sein* – die Formulierung im Titel dieses Buchs wurde gewählt in Anlehnung an jenen anderen der Publikation von Nicholas Negroponte: *Being Digital* (1995) – ein Buch, das zum Zeitpunkt seines Erscheinens viel Furore machte und mittlerweile in über 40 Sprachen übersetzt wurde. Bei Negroponte ist der Titel eigentlich ebenfalls doppeldeutig; er kann deskriptiv gelesen werden als »Digital sein«, konnotiert aber auch den philosophischen Sinn eines »digitalen Seins«. Was nun die hiermit vorgelegte Veröffentlichung angeht, so behandelt sie zum einen die Entwicklung der Digitalisierung in China, zum anderen deren Auswirkungen, mithin die »digitale Realität« im Reich der Mitte. Der in der Anlehnung an den Bestseller-Titel zum Ausdruck kommende Bezug auf die 1995 erschienene Publikation erklärt sich auch aus einem anderen Grund: Negroponte, Professor für Medientechnologie am renommierten MIT, ist inzwischen ziemlich populär in China und wird dort auch häufig zitiert. Er trat schon in der Anfangsphase des chinesischen Internet auf Vortragsreisen dort an die Öffentlichkeit und unterstützte junge unternehmerische Start-Ups. »Being Digital« ist auch deshalb sozusagen ein Begriff in China. Von daher war eine Bezugnahme auf einige seiner theoretischen Vorstellungen zwingend.

Einleuchtend, aber nicht unbedingt neu ist Negropontes Auffassung, die Computerisierung und das Internet bedeuteten den gewaltigsten Sprung in der Geschichte der menschlichen Kommunikation seit der Erfindung des Buchdrucks: eine Auffassung, die er durch eine konkrete Analyse zu untermauern sucht. Nicht uninteressant, wenn auch in ihrer Allgemeinheit wieder Gefahr laufend, banal zu wirken, ist auch eine zentrale Aussage von ihm: Im digitalen Zeitalter werde nichts mehr so sein, wie es bisher war. »Je mehr wir uns miteinander vernetzen, desto mehr werden die Wertvorstellungen eines Staates oder einer Nation den Werten größerer und kleinerer elektronischer Gemeinschaften weichen«, behauptet dieser in Fachkreisen stark rezipierte Autor. Der als Visionär geltende Negroponte war in den letzten Jahren weltweit und nicht nur in Insiderkreisen vor allem wegen seiner Vorstellung einer neuen Welt, angesiedelt zwischen »Multimedia« und »Internet«,

berühmt geworden, deren Essenz der Titel der deutschen Übersetzung des Buchs trefflich gefasst hat: *Total Digital*. Damit ist man allerdings fast schon auf einer quasireligiösen Ebene angekommen.

Gerade in jener, dem zitierten Konzept »Total Digital« einbeschriebenen Vorstellung, dass es nicht mehr bloß um die technische Weiterentwicklung von Computern, sondern um die radikale Veränderung unseres gesamten Lebens geht, liegt das Problematische der propagierten Anschauung. Warum kann man Skrupel haben, jene Auffassung zu übernehmen? Wenn im Vorigen von »radikal« und »gesamt« die Rede ist, so möchte man sagen: Falls es hier um einen Science-Fiction-Film (wie etwa *Artificial Intelligence* oder *The Matrix Trilogie*) ginge, wäre diese Extrapolation ganz unproblematisch. Aber auf die real existierende Menschheit übertragen ebenfalls? Negropontes Forschungstätigkeit beginnt dort, wo »Bits auf Atome treffen«, an der Schnittstelle von Mensch und Computer. Im neuen Jahrtausend, erzählt uns Negroponte, »werden wir merken, dass wir ebenso viel oder sogar mehr mit Maschinen als mit Menschen reden«. Seine Zielvorstellung scheint nämlich zu sein, dass Computer mit dem gleichen Einfühlungsvermögen kommunizieren sollen wie Menschen untereinander. Für den »Optimisten« Negroponte ist es kein Thema, dass der Mensch vielleicht gerade im Umgang mit den vielen *intelligenten* Geräten dieses Einfühlungsvermögen verlieren könnte. Zu optimistisch ist Negroponte desgleichen in Bezug auf »unser Leben« in (s)einer »neuen Welt«.

Hier hat er zumindest den *Digital Divide* unterschätzt. »Die digital Obdachlosen sind jene, die im Computer-Zeitalter draußen in der Kälte leben«, heißt es bei ihm. Eine schöne Metapher, nur die meisten Afrikaner können ihren Sinn wohl kaum akzeptieren, und dies nicht etwa deshalb, weil es dort zu warm ist. Es gibt gewichtigere Gründe dafür, sich soziokulturell von einem MIT-Professor nicht deklassieren zu lassen, wenn man – statt intensiver Computer-Nutzer zu sein – andere kulturelle Kompetenzen entwickelt, die manch einen Westler »unterentwickelt« erscheinen lassen können. Auch ein typischer chinesischer Bauer oder überhaupt jene Mehrheit der Bevölkerung Chinas, für die ein Computer immer noch ein zu teurer Spaß ist, könnte es wohl ebenfalls schlecht verstehen; sie verstehen eher »Erst kommt das Fressen, dann die Moral« (Brecht). Wenn man meint, dass alle Lebensverhältnisse von den durch Negroponte und viele seiner Kollegen fokussierten Veränderungen (von jenem »Bits statt Atome« also) tangiert werden, können wir nur sagen: nicht alle Lebensverhältnisse aller Menschen, was diese jedoch (unabhängig von der Höhe des Bruttosozialprodukts ihrer Heimatländer) nicht zu Menschen macht, die »kultureller Entwicklungshilfe« bedürfen, um sich einem ominösen »zeitgemäßen Weltstandard« anzugleichen. Dennoch ist es richtig, dass die Computerisierung und damit auch das Internet zu einer Produktivkraft geworden sind; richtig ist auch, dass den von manchen bedau-

erten, von wieder anderen kaltblütig abgeschriebenen »digitalen Obdachlosen« oder »digitalen Analphabeten« sehr wohl die finanziellen Ressourcen fehlen, die nötig wären, um sich das neue Medium anzueignen: ein Prozess, innerhalb dessen man allein jene Kompetenz erwerben kann, die notwendig ist, um mit dem Medium Internet mit der nötigen Leichtigkeit und zugleich kritisch umzugehen. Über das Problem des Fehlens der den Zugang ermöglichenden Ressourcen hinaus stellt sich jedoch eine noch viel größere Frage: Sie betrifft die so genannten Identitätskonstruktionen, die – sobald eingeklinkt in die »globalen Netzwerke des instrumentellen Austauschs« – Individuen, als Angehörige soziokultureller Gruppen, Klassen, Populationen, als Staatsangehörige spezifischer Nationen, als Mitglieder von Glaubensgemeinschaften (Religionen) usw., je nachdem selektiv »an- und abschalten«? Wie sollen wir als kritisch Reflektierende die sarkastische Bemerkung von Castells verstehen: Wer sich innerhalb eines Netzwerks befindet, genießt alle Privilegien der Mitgliedschaft, wer draußen bleiben muss, hat keinen Wert?

Die Welt der Atome, heißt es metaphorisch, wird ersetzt durch eine Welt der Bits. Darin Negroponte nicht unähnlich, haben wohl viele andere *Digerati* diese Vision vor Augen. Aber wir kennen eine Geschichte, die zeigt: ohne Atome keine Bits. *Being Digital* ist, wie man weiß, eine überarbeitete Version von 18 Artikeln, die Negroponte für die Computerzeitschrift »Wired« geschrieben hat. Gerade in »Wired« war aber am 11. Mai 2003 ein Artikel mit dem Titel »The Lab That Fell to Earth« zu lesen, der vom Aufstieg und Fall des von Negroponte gegründeten legendären Media Laboratory am MIT erzählt, das mit der allgemeinen wirtschaftlichen Lage zu kämpfen hat. Offenbar geht es dem Media Lab, das hauptsächlich von Geldern aus der Wirtschaft finanziert wird, nicht mehr so gut wie früher; darüber hinaus wird in diesem Artikel noch die Frage nach der Relevanz des Media Lab gestellt. Zu Deutsch heißt das: Man muss schon mit beiden Füßen auf der Erde stehen und kann wohl doch nicht unendlich zwischen den gewichtlosen Bits schweben.

Die »Fans« der Publikation *Being Digital* glauben unter anderem, Negroponte habe in seinem Buch einige interessante Voraussagen für die Zukunft gemacht. Insofern diese Auffassung durch das Buch provoziert ist, geht es bei Negroponte – dessen Pathos den Eindruck, bei der Digitalisierung handle es sich um eine historische Notwendigkeit, erweckt – eher um Prophetie als um Prognose. Karl Popper hat davor gewarnt, wissenschaftstheoretische Überlegungen aus dem Bereich der Naturwissenschaften unreflektiert auf die Sozial- und vor allem die Geschichtswissenschaften anzuwenden. In seinem Buch *Das Elend des Historizismus* meint er, dass der weitere Verlauf der Geschichte wahrscheinlich stark von unseren zukünftigen wissenschaftlichen Erkenntnissen abhängen werde. Da wir aber heute nicht wissen können, welche Erkenntnisse wir morgen haben werden (sonst hätten wir sie ja heute schon), können wir den Verlauf der Geschichte nicht vorhersagen. Mindestens

hinsichtlich der weiteren Entwicklung des Internets und dessen Auswirkungen hat Popper vielleicht Recht. Was es gibt, sind interpretierbare, uns tatsächlich bereits tangierende Entwicklungen, an denen man allenfalls bis zu einem gewissen Grad erkennbare Tendenzen ablesen kann, aber keine zwingenden Notwendigkeiten.

Selbst Manuel Castells enthält sich nicht ohne Grund und somit wohlweislich des Urteils, ob das Informationszeitalter, das er so detailliert beschreibt, als positive oder negative Entwicklung zu bewerten ist. Die viel beschworene »Multimedia-Realität« als Teilbereich unserer gesellschaftlichen Erfahrung und als »symbolische Umwelt« kann sich je nachdem, früher oder später, in diesem oder jenem Kontext, einmal so auswirken und einmal ganz anders. Ein viel zitierter Satz aus Castells' dreibändigem Opus magnum *Das Informationszeitalter* lautet übrigens: »Unsere Gesellschaften sind immer mehr um den bipolaren Gegensatz zwischen dem Netz und dem Ich herum strukturiert.« Seine Analyse ist dort am stärksten, wo das Zusammenspiel von Netz und Selbst klar hervortritt. Castells argumentiert, dass wir in eine neue historische Epoche, das Informationszeitalter, eintreten und dass damit das Industriezeitalter zu Ende geht. Auch dieser in Kalifornien lehrende US-Amerikaner spanischer Abstammung redet mithin der »informationellen Revolution« das Wort. Doch dieser Begriff offenbart in erster Linie ein Manko von Castells' Theoriegebäude, denn es fehlt ihm über weite Strecken an einer historischen Dimension. Ihm zufolge wird übrigens das 21. Jahrhundert den meisten Menschen nicht all das bringen, was diese »größte technologische Revolution in der Geschichte« verheißen hat.

Die meisten Texte des vorliegenden Buchs hat der Autor für *Telepolis, Magazin der Netzkultur*, geschrieben. Sie wurden verfasst in einem Zeitraum von acht Monaten im Jahr 2003. Wie der Leser feststellen kann, interessieren sich die verschiedenen Beiträge für die Schnittstelle von Mensch und Bildschirm, jedoch mit einer starken Fokussierung auf die gesellschaftlich situierten Internetnutzer – und dies aus einer ganz einfachen Überlegung heraus: Das Internet ist »reale Virtualität«, wie Castells schlüssig nachgewiesen hat. Die soziale und politische Bedeutung des Internets wird eben nur bruchstückhaft verstanden, wenn man sie nicht in einem größeren gesellschaftlichen Kontext situiert und sie lediglich aus dem engen Blickwinkel des isolierten Kommunikationsakts betrachtet. Daher habe ich versucht, den wechselseitigen Wirkungszusammenhang von Kultur und materieller Produktion zu deuten oder das Wirkungsdreieck Internet – Politik – Gesellschaft. Mit anderen Worten: Das Buch behandelt in erster Linie nicht den technischen Fortschritt, sondern den vom Internet herbeigeführten *impact* in China bzw. die spezifischen Formen seiner (keineswegs passiven) Aneignung durch Menschen dieses sich in mancher Hinsicht schnell verändernden Landes.

Das Jahr 2003 gilt als ein aufregendes Jahr für das chinesische Internet, denn nach Auffassung mancher Kritiker hat das chinesische Internet in diesem Jahr sein 10jähriges Jubiläum. Die Zahl der chinesischen Internetnutzer hat in diesem Jahr 79,5 Millionen erreicht. Nach dem Börsensturz und »Internet-Kater« haben nicht wenige Internet-Unternehmen endlich in diesem Jahr wieder Gewinne verbuchen können, allen voran natürlich die drei Mega-Portale. Ereignisse wie Sars, der Irakkrieg, der erste bemannte Raumflug Chinas usw. ließen Online-News in China einen noch größeren Spielraum gewinnen und sie noch mehr zur Geltung kommen. Größtenteils sind die Texte in diesem Buch auf solche Brennpunkte bzw. die aktuelle Entwicklung des chinesischen Internet zugeschnitten; aber die Reflexion beschränkt sich nicht auf das Jahr 2003. Der Autor hat sich bemüht, durch das Auffächern von Einzelperspektiven gesamtlich und szenarisch das chinesische Internet zu fassen. Der Aufbau des Buchs stellt eine Einheit dar, wobei jeder Beitrag – allein schon wegen der bereits erfolgten Einzelveröffentlichungen – ein selbstständiger Text ist und trotzdem organisch dem Gesamtzusammenhang angehört. Während der erste Teil als Zusammenschau den Hintergrund und die Entwicklung des chinesischen Internet bietet, befasst sich der letzte Teil mit einem Thema, über das man im chinesischen Kontext oft und gern spricht: Er behandelt das Zusammenspiel von Internet und Demokratie. Dieser letzte Teil ist, bestimmt von dem Charakter des Diskurses, nicht so populär gehalten wie andere Texte in diesem Buch.

Neil Barrett sagt in seinem Buch *The State of Cybernation*: Will man die weitere Entwicklung des Internets prophezeien, so ist das, als ob einer versuchte, mit einem Pfeil eine fliegende Kugel einzuholen. Mit jedem Anschlag auf der Tastatur ändert sich das Internet auch schon gleichzeitig. Diese Barrett'sche Metapher ist sicherlich übertrieben. Aber indem ich auf seine Ausführung Bezug nehme, will ich sagen: Manches, insbesondere was Zahlen und Daten angeht, die hier aufgezeichnet sind, hat sich zum Zeitpunkt des Erscheinens dieses Buchs vermutlich mehr oder weniger bereits geändert; man kann es wohl schon als Geschichte betrachten. Es ist ja dabei durchaus der Wunsch des Autors, mit diesem Buch eine Art Internetgeschichte Chinas zu skizzieren. Viele Zahlen und Daten in den bereits veröffentlichten Beiträgen wurden beim Zusammenstellen dieses Buchs aktualisiert, während manche doch einfach so stehen blieben – dies entweder des betrachteten historischen Moments wegen oder weil es der Kontext in anderer Beziehung so erforderte. Auch die Darstellungsform hat nicht selten mit dem Zeitpunkt der Veröffentlichung zu tun. Das heißt sicher: Einige dem Leser mitgeteilte Fakten sind bereits veraltet. Aber mit dem schnellen Alterungsprozess lässt sich auch die schnelle Entwicklung registrieren. Die verschiedenen Texte sollen nicht zuletzt auch das Streben nach authentischer Aufzeichnung spiegeln und man wollte –

ebenfalls wegen der rasanten Entwicklung – keine voreiligen Schlussfolgerungen ziehen.

Die Beiträge sind in gewissem Sinne auch ein Nebenprodukt meiner Forschungstätigkeit an dem medienwissenschaftlich-sinologischen Forschungsprojekt der Universität Trier: »Das Internet in China – Kulturelle Ausprägungen und regionale Wirkungen eines globalen Mediums im chinesischen Sprachraum«. Ich möchte hier vor allem Hans-Jürgen Bucher und Karl-Heinz Pohl für ihre interessanten Anregungen bei zahlreichen Diskussionen danken. Mein Dank gilt auch Florian Rötzer von der Telepolis-Redaktion, der dieses Buch vorgeschlagen hat. Mein langjähriger Freund Andreas Weiland hat das ganze Manuskript kritisch durchgelesen und mir viele wertvolle inhaltliche Anmerkungen zuteil werden lassen; aber auch für das Nachwort bin ich ihm zu bleibendem Dank verpflichtet.

Weigui Fang, im April 2004 in Trier